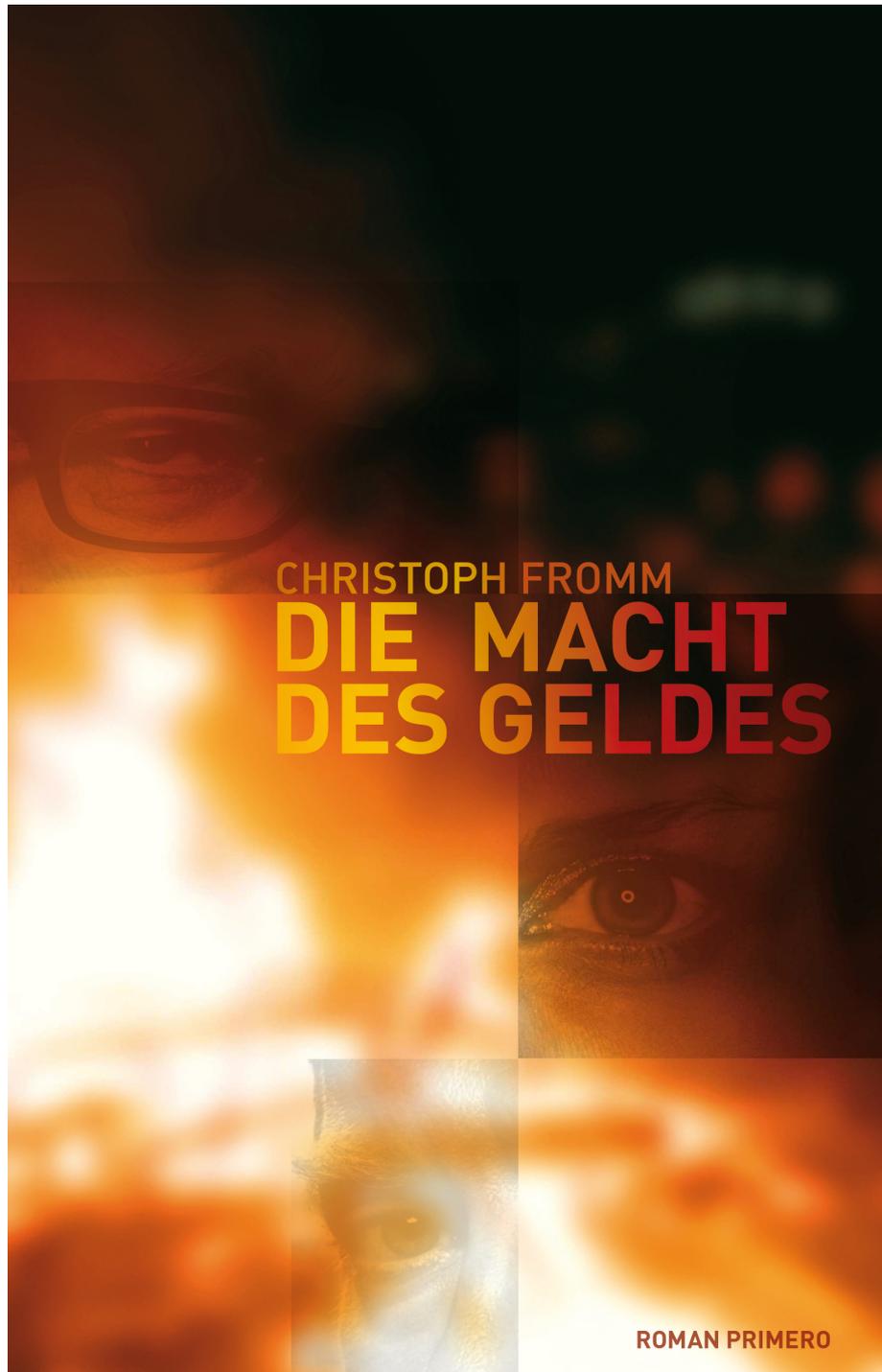


**Die Macht des Geldes**  
**Christoph Fromm**  
**Leseprobe**



## **Christoph Fromm: Die Macht des Geldes, Kapitel 1: Mai 1966**

Sein Appartement lag in der Nähe des Baldeneysees gegenüber der Villa Hügel, so dass er mit Krupp quasi auf Augenhöhe verkehrte. Dennoch bekam er das Anwesen des Stahlbarons nicht sehr häufig zu Gesicht, denn er kam und ging selten bei Tageslicht nach Hause.

Fünf Uhr morgens, wie immer hatte der Wecker noch nicht geklingelt. Steinfelds knapp sechsunddreißigjähriger Körper schnellte aus dem Bett, als sei das Schlafen Zeitverschwendung und er hätte schon lange auf diesen Moment gewartet: Duschen, waschen, rasieren. Besonderen Wert legte er auf die Mundhygiene: Zähne putzen, Rachen spülen, Spray. Danach kämmen, anziehen, Schuhe binden. Nachfeilen der ohnehin makellosen Fingernägel. Jeder Handgriff saß und zielte auf Zeitersparnis. Ein kleines Ritual: die richtige Krawatte. Vor dem Spiegel überprüfte er ein letztes Mal seine Schneidezähne. Ein erstes Probelächeln geriet auf Anhieb perfekt. Fertig zum Kampf. Die Appartementtür klappte hinter ihm zu, er ignorierte den Fahrstuhl und nahm schwungvoll die Treppe acht Stockwerke nach unten. Im Takt seiner schlenkernden Schritte, die seine schlaksige Gestalt noch unbekümmerter zur Geltung brachten, die ersten Gedanken, das Mantra des ehrgeizigen Aufsteigers: Die wichtigsten Stufen auf der Leiter nach oben sind die Frauen deiner Vorgesetzten. Nicht dass man unbedingt mit ihnen schlafen sollte, das könnte sich durchaus kontraproduktiv entwickeln. Dadurch entstehen meistens Bindungen, die nicht lange genug dauern, um einem wirklich weiterzuhelfen. Es ist etwas anspruchsvoller. Sie müssen dich mögen - mütterlich, erotisch oder intellektuell, manchmal sogar väterlich. Die Begrüßung ist das Wichtigste. Der erste Eindruck zählt...

Auf der Suche nach dem optimalen Händedruck, balancierend zwischen viel versprechender Erotik und Zuverlässigkeit suggerierender Knappheit, umschlossen seine Finger immer wieder das Geländer des Treppenhauses, ehe er in die Morgensonne trat.

Steinfeld beim Händeschütteln. Steinfeld beim Handkuss. Wichtiger als die Berührungen sind die Nichtberührungen. Das Spiel der Augen. Die Mimik des Mundes. Die Spaziergänge der Gedanken.

Guten Abend. Welches Universum an Geheimnissen kann sich hinter diesen zwei Worten verbergen? Nicht das, was wir sagen, zählt, sondern das, was wir dabei denken. Die Frauen, auf die es ankommt, spüren das. Sie lesen deine Empfindungen. Lass sie dein Herz aufschließen und du schließt ihres auf. Der Schlüssel zum Herzen der Frau deines Geschäftspartners ist wichtiger als der zu seinem Tresor. Es können ihre Töchter sein, ihre Ehefrauen, ihre Mütter. Man braucht für jede den passenden Schlüssel.

Die Trambahn morgens um halb sechs, ein ideales Exerzierfeld. In wenigen Minuten aus all diesen verschlafenen, ihrem Arbeitstag missgelaunt entgegensehenden Menschen ein, zwei,

drei Lächeln hervorzuzaubern, darin lag eine echte Herausforderung. Sein Rekord stand bei sechs innerhalb von zwölf Minuten. Alle zwei Minuten ein Lächeln. Steinfeld half einer Frau, ihren Kinderwagen auf die Straße zu heben. Steinfeld bewahrte eine Abiturientin vor einem Bußgeld wegen Schwarzfahrens, ohne selbst zu bezahlen. Steinfeld entlockte dem schlecht gelaunten Gesicht einer mittelalterlichen Büroangestellten ein Lächeln und eine Verabredung zum gemeinsamen Abendessen. Steinfeld verließ die Trambahn und überantwortete drei Telefonnummern dem nächsten Papierkorb. Es war nur seine übliche Morgengymnastik, um sich auf den Tag einzustimmen: sich ständig zum Duell fordern. Nicht der Markt, nicht deine Vorgesetzten, du selbst musst dich herausfordern. Du musst jeden Tag über dein Limit gehen. Sonst bist du falsch in dem Job.

Der Juwelier hatte ihn durch das Ladenfenster gesehen und erwartete ihn bereits. Einige besonders schöne Uhren, keine unter fünfzehnhundert Mark, lagen auf der Glasvitrine bereit. Steinfeld mochte diesen kleinen Laden, der nach Sandelholz roch, und er mochte den schwächlichen, eingefallenen Mann hinter dem Tresen, der ihm mit einem unverrückbaren Ausdruck von Melancholie die wertvollsten Uhren verkaufte, so als trauere er jedem einzelnen Stück nach, das den Besitzer wechselte. Noch nie hatte er versucht, seinen zuverlässigsten Stammkunden zu irgendetwas zu überreden. Steinfeld wies auf ein französisches Exemplar und hielt ihm sein linkes Handgelenk hin: „Die muss ich mir heute verdienen.“

Obwohl Steinfeld seit Jahresbeginn bereits zwölf Uhren bei ihm gekauft hatte, fragte der Juwelier nie nach dem Grund. Seitdem er zwei Jahre im Konzentrationslager Sachsenhausen verbracht hatte, hatte er es sich abgewöhnt, die Deutschen nach Gründen für ihr Handeln zu fragen. Er hätte auch gar keine Zeit mehr dafür gehabt. Steinfeld saß bereits in einem Taxi Richtung Flughafen und verleitete den Fahrer mit der Aussicht auf ein saftiges Trinkgeld zur Überschreitung zahlreicher Verkehrsregeln.

Fünfzehnhundert Mark waren 1966 nicht nur für den stellvertretenden Geschäftsführer eines mittelständischen Betriebes ein exorbitanter Tagesverdienst. Die Juras AG war bis vor wenigen Jahren noch eine solide Firma in Familienbesitz mit fünfhundert Angestellten und 40 Millionen Mark Jahresumsatz gewesen, die ihr Geschäft mit dem An- und Verkauf von Heizöl betrieben hatte. Seitdem Steinfeld mit atemberaubender Geschwindigkeit in die Chefetage vorgestoßen war, wurde auf Termin mit Rohstoffen aller Art gehandelt.

Sein Refugium bestand aus einem neunzehn Quadratmeter umfassenden, fensterlosen Raum, der das letzte Mal vor fünf Jahren weiß gestrichen worden war. Das Mobiliar wirkte, als sei es aus einer Schule ausgemustert worden, der einzige moderne Einrichtungsgegenstand war ein Schwarz-Weiß-Fernseher neuester Bauart. Juras, Hauptgesellschafter der Firma und Steinfelds väterlicher Freund, zumindest solange Steinfelds Spekulationen Gewinn brachten, hatte Steinfeld bereits etliche Male einen

großzügiger gestalteten Arbeitsplatz zur Verfügung stellen wollen, aber Steinfeld lehnte stets mit der Begründung ab, der Blick aus dem Fenster sowie Zimmerpflanzen störten seine Konzentration. Nicht einmal einen neuen Anstrich ließ er zu. Die verschiedenen Flecke an der Wand erinnerten an seine größten Triumphe und Niederlagen. Der Kaffeefleck über dem Fernschreiber, der beinahe exakt die Gestalt des südamerikanischen Kontinents angenommen hatte, rührte von einem Wutanfall Juras über eine desaströse Kupferspekulation Steinfelds her, diverse schwarze Punkte an der Decke waren die Folge von Sektkorken, die nach einer rechtzeitig erkannten Mais - Baisse verschossen worden waren. Ein Teppich erübrigte sich ohnehin, denn Steinfeld und seine drei Mitstreiter wateten meistens bis zu den Knöcheln in Informationen, die pausenlos von den drei Fernschreibern ausgespuckt wurden.

Steinfeld blickte aus dem Seitenfenster des Wagens. Draußen glitten die Anlagen des Industriehafens vorbei. Taxis und Flugzeuge waren tagsüber die einzigen Orte, an denen er sich entspannen konnte. Er liebte dieses Leben, das an den Nerven zerrte wie die Container da draußen an den Stahlseilen der Kräne.

Vor drei Wochen waren sie beinahe zahlungsunfähig gewesen. Nerven und Telefonleitungen vibrierten. Abseits aller bisherigen Informationen, die man aus den Hauptanbaugebieten in Afrika und Südamerika erhalten hatte, schien die Kaffeeernte diesmal ausgerechnet in Mittelamerika überraschend gut ausgefallen zu sein. Das bedeutete, die Preise würden fallen und Steinfeld auf seinen knapp vierzig Tonnen Kaffee mit einem Verlust von ungefähr 450 000 Mark sitzen bleiben.

Ein Blick auf die Ticker hatte Steinfeld klar gemacht, eine bedrohliche Unwetterfront hatte sich über seinem Haupt zusammen geballt. Tonnen von billigem Kaffee drohten sich über ihm zu entladen und ihn zu zermalmen. Jede weitere Zehntelsekunde war kostbar. Alle Kontrakte von Deck, raus, koste es, was es wolle. Jede Mark, die jetzt noch gerettet wurde, war eine Mark Gewinn. In Nicaragua wollten Tausende von Arbeitern weitere Tonnen Kaffee pflücken. Sie mussten mitansehen, wie Bulldozer die nicht abgeernteten Felder umpflügten. Während die Existenz dieser Arbeiter davon abhing, möglichst viel Kaffee zu ernten, konnten Menschen in einem anderen Teil der Welt nur existieren, wenn möglichst viel Kaffee vernichtet wurde und sich dadurch die Preise stabilisierten.

Während die ersten Arbeiterproteste in Managua unter den Salven des Militärs und den privaten Sicherheitskräften der United Fruit Company zusammenbrachen, befand sich Steinfeld mit Juras, zwei Zahnbürsten, hundert Tabletten eines krampflösenden Magenmedikaments und einem realisierten Verlust von knapp 400 000 Mark im Nacken in einer Linienmaschine nach Chicago. Sie tranken Tee. Steinfeld sah auf seine neu gekaufte Uhr. Ihm blieben zehn Stunden Flugzeit, um Juras zur Kreditaufnahme einer knappen Million und zum Ankauf von Zinkkontrakten für die Hälfte der

Summe zu überreden. In zehn Stunden hätte er Juras selbst zu einer Mondlandung überreden können.

Zunächst lief es alles andere als gut. Sie hatten ihren Händler an der Rohstoffbörse von Chicago in den letzten sechs Monaten dreimal gewechselt, aber auch der vierte Broker entpuppte sich als Fehlgriff. Der Mann war allein mit der Bedienung der drei Telefone, die ihm zur Verfügung standen, restlos überfordert, von dem, was durch die Leitungen kam, ganz zu schweigen. Seine Informationen waren aus dritter bis fünfter Hand. So würden sie dem Markt immer hinterherlaufen und auf Züge aufspringen, die bereits am Entgleisen waren. Der Zinkmarkt war plötzlich nicht mehr vielversprechend, sondern indifferent.

Allgemeine Ratlosigkeit. Wertvolle Zeit verging, wertlos gewordene Kurszettel schneiten zu Boden. Bei einer Sparkassenfiliale in Essen begannen Schuldzinsen auf ein Konto der Juras AG aufzulaufen, auf dem bereits 950 000 Mark Soll verbucht waren. Steinfeld musterte den Saal der Chicagoer Börse. Die Händler in ihren weißen Hemden kamen ihm vor wie ein Schwarm Möwen, der sich um Fischreste balgte. Eines war ihm klar: Solange man eine dieser Möwen war, würde man immer nur Abfälle fressen, mal mehr, mal weniger. Erfolg würde nie etwas mit Können, sondern immer nur mit Zufall zu tun haben. Der Druck, entweder in den nächsten Minuten eine Lösung zu finden oder von einer halben Million in den Abgrund gerissen zu werden, ließ einen Gedanken von konsequenter Klarheit in ihm entstehen: Nicht der Strom sein, sondern die Quelle. Wenn man an die wichtigen Informationen nicht herankam, musste man sie erzeugen. Später nannte er diese Methode „einen Stein ins Wasser werfen“.

Bei seinem ersten Versuch stand viel auf dem Spiel, denn das Kapital von einer knappen Million war auch für damalige Verhältnisse nicht exorbitant für sein Vorhaben.

Auf einen Schlag warf er gegen den lautstarken Protest von Juras für eine Viertelmillion Zinkkontrakte auf den Markt. Ihre Augen hingen am Kurs wie Jojobällchen, warteten darauf, ob ihr Kieselstein Wellen auf dem Gesamtmarkt erzeugte. Die Sekunden verrannen, wurden zu Minuten. Nichts tat sich. Steinfeld musterte das Zifferblatt seiner neuen Uhr, als könne er die Zeit wieder zurückdrehen. Alles ungeschehen machen und wieder von vorne beginnen. Die Zeiger liefen gleichgültig weiter. Er hatte sich dem Markt völlig ausgeliefert. Es war ein Rausch. Auch wenn er verlor, er lief, wie in seinem Lieblingstraum, wieder einmal der Sonne entgegen.

Sein Lächeln trieb Juras zur Weißglut. Unbewusst zerknüllte der Alte Papier und warf es zu Boden, als fütterte er zu Hause seine Goldfische. Wenn Juras Goldfische nicht fraßen, gingen die Geschäfte meistens schief. Um Viertel vor zwölf das erste Beben. Irgendwo im Ozean des Geldes war jemand durch den Verkauf nervös geworden und beschloss ebenfalls, seine Position zu schließen.

Das leichte Kräuseln der Zinkkurse trieb nach Europa, weiter nach Japan und schwappte als erste leichte Welle zurück in die USA. Um halb eins war der Kurs um fünf Punkte gefallen und Juras drängte Steinfeld, zu den verbilligten Kursen wieder einzusteigen. Steinfeld warf ihre zweite und letzte Viertelmillion auf den Markt. Sein zweiter Verkauf fegte wie ein Windstoß durch den Börsensaal von Chicago und erzeugte erste Schaumkronen. Die Welle rollte von den US-Märkten zurück aufs offene Meer und brandete mit Windstärke fünf gegen die Küsten Europas. Dort durchschaute jemand den Bluff und nutzte die Gelegenheit zu umfangreichen Zinkkäufen. Zu diesem Zeitpunkt war Steinfeld bereits mit den gesamten 950 000 wieder eingestiegen und ließ sich jetzt von der Gegenbewegung nach oben ziehen. Er tanzte noch drei weitere Tage auf den Wellenkämmen des Zinks, ehe er sich mit einem Gewinn von fünf Millionen verabschiedete. Seine Uhr, eine Breitling, schenkte er Juras mit dem Versprechen, in Zukunft nur noch Verluste zu machen, da sein Freund die Gewinne nervlich offensichtlich nicht mehr verkrafte.

Ein heftiges Bremsmanöver des Taxifahrers riss Steinfeld aus seinen Gedanken. Ihr Wagen hatte beinahe eine junge Frau erwischt, die über den Zebrastreifen wollte. Steinfeld winkte ihren vor Schreck weit aufgerissenen Augen durch die Heckscheibe verzeihend zu und wandte sich wieder nach vorn:

„Die war zu hübsch, um schon ins Gras zu beißen.“

Er amüsierte sich über den entsetzten Gesichtsausdruck des Fahrers und fügte hinzu: „Ich mag Frauen. Ich mag sie wirklich.“ Und er fügte in Gedanken spöttisch hinzu, wobei sein Blick einen gut aussehenden, jungen Mann streifte, der im Gegensatz zu ihm zu Fuß zur Arbeit eilte: „Vielleicht mag ich sie zu sehr, um mit ihnen zu schlafen.“ Dem Fahrer sagte er mit seinem entwaffnendsten Lächeln: „Wenn sie nicht gerade im Weg rumstehen.“ Er warf einen Blick auf seine neue Uhr. „Jetzt fahren Sie schon!“ Seine Maschine nach Wien ging in dreißig Minuten. Von dort führte ihn sein Weg per Bahn und staatlicher Fluglinie weiter Richtung Tiflis.

Drei Tage später befand er sich in einem altertümlichen Zug, dessen Lok mühsam zehn Waggons durch die kaukasischen Republiken der Sowjetunion schleppte. Sein Leben kam ihm damals häufig auf wunderbare Weise unwirklich vor, wie ein Märchen, das er sich selbst schrieb.

Steinfeld war ein hervorragender Geschichtenerzähler, und wie bei jedem guten Geschichtenerzähler war es seinen Zuhörern völlig gleichgültig, ob er die Wahrheit sagte oder seine Geschichten erfand. Im Augenblick hing die fünfjährige Vera an seinen Lippen, während ihr Vater, der Kombinatsteiter Semjuschin, Herr über ein Heer staatlicher, desaströs organisierter und gewarteter Ölbohrtürme, die wie die Finger von Schiffbrüchigen aus dem schlammigen Wasser des Kaspischen Meers ragten, notdürftig Steinfelds linken Arm mit der

unteren Hälfte eines Spazierstocks und zwei Mullbinden schiente. Seine Frau ging ihm zur Hand. Sie befanden sich alle in einem Abteil eines Zuges, der die Öfelder von Astrachan durchquerte. Steinfeld reiste bereits zum dritten Mal durch diesen südlichen Teil des Sowjetimperiums. Er versuchte, Geschäftsbeziehungen zu knüpfen, mit dem Fernziel, billiges Öl zu importieren. Bisher war vor allem eine herzliche Freundschaft mit den Semjuschins entstanden.

Die Geschichte, mit der er sein Verschwinden in der letzten Nacht rechtfertigte, war in der Tat abenteuerlich. Sein schlechtes Russisch, Resultat eines zweimonatigen Volkshochschulkurses, machte sie noch abenteuerlicher. Angeblich war er von einem berüchtigten aserbaidzhanischen Banditen entführt worden und hatte diesen überredet, anstatt Lösegeld von Semjuschin zu fordern, mit Steinfeld einen Vorvertrag über eine erste Öllieferung abzuschließen. Einzige Bedingung war, dass Steinfeld seinen Mut bei einem Wettrennen zu Pferd unter Beweis stellen musste. Das hatte ihm einen gebrochenen Arm und einen Vorvertrag eingebracht, ein schmutziges Papier, mit dem er stolz vor Semjuschins Gesicht herumwedelte. Dabei wanderten seine Augen vom grünen Gras der russischen Steppe, das hinter dem Abteifenster vorbeiglitt, zurück zu Veras Kindergesicht, das in seinen Proportionen den Ikonen glich, die hier auf jedem Hausaltar standen. Nur ihre Augen waren völlig anders. „Es wird nie einen Maler geben“, dachte Steinfeld, „der Veras Augen zu malen versteht.“ In ihnen spürte er den Sturm, der ihm letzte Nacht Sand ins Gesicht geblasen hatte, bis er beinahe blind war, und er fühlte die unendliche Weite, in der er sich, betrunken von Semjuschins Wodka, mit ausgebreiteten Armen völlig verlaufen hatte, so hilflos und ausgeliefert wie im Orkan eines abstürzenden Börsenmarktes. Es waren diese Augenblicke, in denen er sich restlos lebendig fühlte.

In Wolkenschwärze und Sand hatte er plötzlich seinen eigenen Schatten neben sich herlaufen sehen und geglaubt, ein Viehirte oder eine prophetische Gestalt sei vor ihm aufgetaucht. Schließlich stellte er fest, dass es sich um den Galgen eines Brunnens handelte. Zum ersten Mal in seinem Leben hatte er mit brennendem Durst Wasser aus einem Brunnen geschöpft. Plötzlich hatten sie vor ihm gestanden, die prophetischen Gestalten in Form einer Hand voll Banditen auf kleinen Pferden in zerlumpten Tarnanzügen. Sie hatten ihn mitgenommen, den komischen Heiligen von der Quelle. Wie Jesus Wasser in Wein, so würde er eines Tages Wasser in Öl verwandeln. Viel Öl. Steinfeld stöhnte kurz auf, als Semjuschin jetzt die zweite Binde festzog. Temperamentvoll setzte er das Streitgespräch fort, das sie gestern während des Abendessens geführt hatten.

Es war um die Frage gegangen, ob westlicher Individualismus östlichem Kollektivismus überlegen sei: Steinfeld behauptete, letzterer sei nichts anderes als eine materielle Ausformung des asiatisch - orientalischen Mystizismus. Er lächelte Vera zu.

„Die eine große Tat kann die Welt verändern. Sie ist die letzte Schneeflocke, die die Lawine ins Rollen bringt. Es gibt unendlich viele Gesichter auf dieser Welt, die zum Beispiel dem Ihrer Tochter ähnlich sind, und doch gibt es nur ein einziges Gesicht, das exakt so ist, und es wird auch in einzigartiger Weise das Leben anderer Menschen beeinflussen. Wahrscheinlich haben wir alle Messinstrumente nur erfunden, um den Grad weiblicher Schönheit genauer erfassen zu können.“

Der Kombinarsleiter mochte diesen jungen Deutschen, auch wenn er zweifellos verrückt war. Sowjetische Öllieferungen in den Westen waren politisch nicht durchsetzbar. Steinfeld blinzelte Vera zu: „Von diesem Geschäft muss ja keiner außer uns wissen.“

Er wollte einen Blick auf seine neue Uhr werfen, doch sie war verschwunden. Vera bemerkte seinen Blick und fragte: „Wo ist denn deine Uhr?“

„Na, die hab ich dem Halunken als Anzahlung überlassen“, sagte Steinfeld.

Auch ohne Uhr war er sicher, bei diesem Tempo des Zuges unter Garantie sein Flugzeug zu verpassen. Er drängte sich an Semjuschin vorbei, um dem Lokführer Dampf zu machen.

Vera begann zu weinen. Sie hatte geglaubt, Steinfeld bleibe für immer bei ihnen. Ihre Mutter nahm sie lächelnd in den Arm.

„Vergiss uns nicht“, sagte Semjuschin beim Abschied.

„Wie könnte ich das“, erwiderte Steinfeld. „Immer wenn ich ab jetzt meinen linken Arm bewege, denke ich an Russland.“

Er nahm Veras kleine Hand, und als er sie zwischen seinen Fingern spürte, war er sicher, auch diesen Augenblick nie zu vergessen. Er sammelte diese seltenen Momente, bei denen die Realität sein Vorstellungsvermögen an Intensität übertraf. Sie waren sein geheimster Schatz, tief verschlossen in seinem nach außen so glänzenden Gemüt, das wie frisch polierter Lack jeden einlud, sich auf die vorteilhafteste Weise darin zu spiegeln.

So zog er seine jugendliche Leuchtspur durch das aufblühende Wirtschaftsleben Nachkriegsdeutschlands und man wurde schnell aufmerksam auf ihn. Allerdings nicht ganz so, wie Steinfeld sich das erhofft hatte.

Die Gemäuer der Benediktinerabtei thronen oberhalb des Rheins wie ein vorgeschobener Beobachtungsposten. Die Konturen der Felsen, an die sich die mittelalterlichen Gebäude wie ein Adlerhorst klammerten, fanden ihre Entsprechung im Gesicht des Vorstandsvorsitzenden, schienen dort wie zur Miniatur verkleinert. Helms wandelte einen Kreuzgang entlang. Auf den oberflächlichen Betrachter wirkte er wie ein alt gewordener Filou, der genauere Beobachter registrierte einen mittelgroßen, immer noch beachtlich attraktiven Mann Anfang sechzig, mit schlohweißem, dichtem Haarschopf, Bauchansatz und einem eleganten, schlangengleichen Mund, der sich geschickt unter einem Oberlippenbärtchen versteckte. Seine leicht basedowschen Augen, deren Spektrum nach

Aussage diverser Geschäftspartner je nach Lage der Dinge von heiterer Gelassenheit bis zu reptilienhafter Schärfe reichte, durchbohrten im Augenblick nur frisch erblühte Rosen. Neben ihm schritt, wie sein von der frühsommerlichen Nachmittagssonne geworfener Schatten, Pater Kaska. Beide Männer waren in der Hierarchie des nach allgemeiner Auffassung auch geheimdienstlich arbeitenden Opus Dei auf einer Stufe angesiedelt, die weder Namen noch Rituale nötig hatte. Helms kannte den Pater ebenso lange wie dessen Kloster, seit exakt vierunddreißig Jahren. Hier hatte er in den Tagen nach der nationalsozialistischen Machtergreifung Ruhe und Entspannung gefunden. Er liebte diesen alten, filigran zurechtgehauenen Stein, der sich in Bögen und Ornamenten über ihren Köpfen wölbte, als wäre er nie ungebändigte Natur gewesen. Das hinderte ihn jedoch nicht daran, seinem Ärger über einen jungen, wild gewordenen Rohstoffdesperado Ausdruck zu verleihen, der sich laut Informationen des Paters anschickte, gegen alle Regeln bundesrepublikanischer Wirtschaftspolitik billiges, sowjetisches Rohöl nach Holland zu importieren, das er unverschämterweise mit relativ bescheidenem Geldaufwand vorher unter dem Schutz aserbajdschanischer Banditen nach Persien schmuggeln und umdeklarieren ließ. Steinfeld hatte den Ort der Täuschung geschickt gewählt. Gegen Öl aus den Gefilden des Schahs hatte in der Bundesrepublik, abgesehen von ein paar linken Spinnern mit immer länger werdenden Haaren, niemand etwas einzuwenden. Auf die Informationen des Paters war Verlass. Er verfügte allein in der Sowjetunion über ein Netz von mehreren tausend verdeckt arbeitenden Priestern. Wenn sich dort etwas rührte, wusste er es zuerst.

Kaska stimmte Helms zunächst zu. Natürlich seien Geschäfte mit den Kommunisten zu einer Zeit, in der amerikanische Soldaten jeden Tag im Kampf für Frieden und Freiheit auf den Schlachtfeldern Indochinas fielen, degoutant. Dann allerdings ließ er geschickt einfließen, die Idee, gerade in einer Zeit, in der sich der Sozialismus politisch überlegen glaube, aus einer Position scheinbarer Schwäche heraus wirtschaftliche Annäherung zu suchen, sei nicht gänzlich von der Hand zu weisen, auch wenn Steinfeld, möglicherweise nicht unbeeinflusst von den romantischen Idealen linker Revolutionäre, das mit Sicherheit nicht durchschaue. Helms blieb stehen und verschränkte die Hände hinter dem Rücken.

„Ist er blöd?“

„Nein, er ist gerissen. Und jung. Ein ungeschliffener Diamant.“

Helms nickte und ging weiter. Er hatte nicht das erste Mal Ärger mit Steinfeld. Der Junge nutzte jede Gelegenheit, ihn herauszufordern. Jetzt hatte er es auf die Spitze getrieben. Helms blieben zwei Möglichkeiten: Steinfeld zu umarmen oder ihn zu vernichten.

„Wenn ich ihn nicht unter meine Fittiche nehme“, knurrte er, „macht es jemand anders.“

„Abs zum Beispiel.“ Wie immer, wenn er Helms mit einer Bemerkung zu reizen gedachte, senkte Kaska den Kopf und blickte auf den sorgfältig gerechten, weißen Kies. „Mit der Deutschen Bank im Rücken könnte er Ihnen einige schlaflose Nächte bereiten.“

Über ihnen zwitscherten ein paar Vögel in der Luft. Möglicherweise arbeiteten auch sie für den Opus Dei. Helms hatte gehört, dass Kaska gelegentlich Brieftauben einsetzte. Sie waren sicherer als die meisten Telefonleitungen.

„Sie haben eine erfrischende Art, mir einen neuen Mitarbeiter anzupreisen. Ich möchte wirklich wissen, warum Gott mir keinen Sohn geschenkt hat.“

„Vielleicht, weil er Ihnen so vieles andere geschenkt hat.“

„Die Söhne großer Männer werden meistens Versager. Insofern sollte ich wahrscheinlich mit meiner Tochter zufrieden sein.“

„Vor allem, da es sich um eine sehr intelligente Tochter handelt. Wie ich höre, hat sie ihr erstes Staatsexamen als Jahrgangsbeste abgeschlossen.“

Helms knurrte abfällig.

„In der Schweiz. Kennen Sie den Unterschied zwischen einem Diamanten und einem Menschen? Bei einem Diamanten weiß man nach der richtigen Bearbeitung, dass er etwas wert ist.“

„Wir haben einige seiner Schulkameraden befragt, die mit ihm auf der NAPOLA waren.“ Kaska hatte begonnen, einen Rosenkranz durch seine Finger gleiten zu lassen. „Er besitzt etwas, das man nicht lehren kann. Er wird von allen geliebt.“

„Wie ich gehört habe, haben ihn manche seiner Kameraden zu sehr geliebt.“

„Nur schwache Menschen sind zu irgendetwas verdammt. Er ist nicht schwach.

Er ist der geborene Anführer.“ Kaska musterte eine der Perlen in seiner Hand. „Und wie jeder Anführer in jungen Jahren ein Rebell. Einer, der sich aufopfert.“

„Das kann eine große Tugend sein. Und wie jede Tugend eine große Gefahr.“

Kaska registrierte mit geheimem Amusement, wie Helms sich wieder einmal hinter einer seiner Sentenzen verschanzte, die er wie Florettstiche setzte, nicht so sehr, um seine Empfindungen als vielmehr seine wahren Gedankengänge im Verborgenen zu halten. Und selbst diese Tatsache kleidete er in ein Bonmot: Wenn mir nichts mehr einfällt, werde ich geistreich.

Der Pater hätte jedem heftig widersprochen, der Helms als empfindungslos oder gefühllos bezeichnet hätte. Aber im Gegensatz zu den meisten Menschen wurde Helms nicht von seinen Empfindungen gesteuert, sondern er steuerte sie. Das hatte er in höchster Form bei den Jesuiten gelernt. Der Pater registrierte nicht ohne Stolz, wie perfekt sein Schüler im Laufe der Jahre geworden war. Er besaß nur einen Makel: Die Menschen fürchteten und respektierten Helms, geliebt wurde er nicht.

Sie verließen den Kreuzgang und Helms trat an die Brüstung der Klostermauer, um wie gewöhnlich einen kurzen Blick in das mit Weinbergen und kleinen Häusern geschmückte Tal zu werfen und sich eine Zigarre anzustecken. Ein letzter Augenblick der Entspannung, bevor er wieder der Großstadt und seiner Bank zusteuerte.

„Ich weiß nicht“, Helms reichte dem Pater zum Abschied die Hand, „vielleicht sollte ich mich zur Ruhe setzen. Kiesinger hat mir das Amt Wirtschafts- und Finanzminister angeboten.“  
Wie immer, wenn er Helms auf den Arm nehmen wollte, lächelte der Pater höflich.

„Eine schöne Aufgabe.“

Die Antwort kam umgehend: „Ich bin kein Minister, ich mache welche.“

Ohne sich noch einmal umzudrehen, schritt Helms seiner Limousine entgegen, deren schwarzer Lack in der Nachmittagssonne schräge Lichtpfeile verschoss. Verwundert entdeckte er nicht seinen Chauffeur, sondern seine Tochter hinter dem Steuer. Sie sprang aus dem Wagen und umarmte ihn. In den letzten fünf Jahren war sie zu einer Frau herangereift, die jedem Mann gefährlich werden konnte. Die Blässe ihres Gesichts wurde von den schwarzen, schulterlangen Haaren und den auffallend großen, dunkelgrünen Augen unterstrichen, die, verstärkt durch die hohen Wangenknochen, beinahe asiatisch wirkten. Über einem herzförmigen Kinn wölbte sich ein auffallend sinnlicher Mund, in dem all das Blut floss, das den Lippen ihres Vaters fehlte. Wenn sie ihn auf die Wange küsste, spürte er wie ein fernes Echo die Küsse seiner verstorbenen Frau. Auch wenn die in den letzten Jahren vor ihrem Tod nicht sehr zahlreich gewesen waren.

„Hallo Paps!“

„Was machst du denn hier?“

Katharina tippte an die Mütze, die sie offensichtlich seinem Chauffeur entwendet hatte.

„Für heute hast du genug gearbeitet. Ich fahr dich nach Hause!“

Mit übertriebener Höflichkeit öffnete sie ihrem Vater die hintere Wagentür. Wie immer, wenn sie ihm nahe kommen wollte, verfiel sie in eine Rolle: die verstorbene Mutter, die besorgte Sekretärin, die frivole Geliebte, der dienstbeflissene Chauffeur. Auf dem Rücksitz wartete ein verpacktes Gemälde auf ihn. Sie war zur Versteigerung vor zwei Tagen extra nach New York geflogen. Helms musste erfahren, dass sich seine Tochter inzwischen durch ein Praktikum in einer Züricher Anwaltskanzlei einen kleinen Nebenverdienst erwarb. Ihr erstes eigenes Geld hatte sie sofort in ein Geschenk für ihren Vater investiert. Helms missbilligte das. Sie sollte sich ganz auf ihr Studium konzentrieren. Obwohl er bisher nie Anlass gehabt hatte, an ihrem Ehrgeiz und ihrer Intelligenz zu zweifeln, erfüllte ihn jede noch so geringe Abweichung seiner Tochter vom durch ihn vorgegebenen Pfad mit Misstrauen. Wie sie jetzt vor ihm stand, mit einer Hand die Haare gegen den Wind zurückwarf und unnachgiebig forderte, dass er sein Geschenk sofort auspackte, besaß sie zweifellos das Temperament, die Ungeduld und die Grazie ihrer Mutter! Seine wenigen Schwachstellen nützte sie allerdings geschickter aus. Sie wusste, wie gern er Geschenke auspackte. Hastig riss er mit den für seine Statur überraschend klein geratenen Händen das Papier auf und musterte das Gemälde. Das interessante Frühwerk eines englischen Impressionisten, entstanden kurz vor der Hauptphase seiner Schaffenskraft. Ein Jugendwerk, in dem man erst auf den zweiten Blick

das große Talent des Künstlers erkennen konnte. Wenigstens hatte sie den sicheren Geschmack bei der Auswahl von Kunst von ihm geerbt. Sie konnte sein Schweigen nicht länger ertragen.

„Gefällt’s dir nicht?“

„Doch, doch.“

„So sieht man ja gar nichts. Ich hol’s mal raus.“

„Nein, wir fahren.“ Suchend blickte er sich nach seinem Fahrer um. „Wo steckt denn Gerlach?“

Triumphierend blickte sie ihn an.

„Der ist schon weg. Mit meinem Flitzer.“

Für die nächsten Stunden gehörte er nur ihr.

„Dann kommt dein Wagen wenigstens einmal sicher nach Hause“, knurrte Helms. Er sah dem Erlebnis, von seiner Tochter chauffiert zu werden, ohne übermäßige Begeisterung entgegen. „Und wir fahren bitte auch ohne Geschwindigkeitsübertretung.“

Ihr Lachen mischte sich mit dem Glockengeläut der Kapelle. Helms sah auf die Uhr. Sie nützte den Augenblick. Liebevoll nahm sie ihm seine Zigarre aus der Hand.

„Und ohne Zigarre. Denk an deine Bronchien.“

Helms gab ein künstliches Husten von sich.

„Das ist nur der Entzug.“

Er entdeckte einen jungen Mann, der sich auf dem Weg ins Refektorium befand.

„Ah, der junge Reusch. Was für ein netter Zufall.“

Katharina war für einen Moment abgelenkt, Helms schnappte sich erstaunlich schnell wieder seine Zigarre, lachte triumphierend und hielt sie in die Luft, während seine Tochter vergeblich danach zu greifen suchte.

„Oh, du ...“

„Das kommt davon, wenn man allzu sehr nach den Männern schießt.“

Katharina warf einen betont flüchtigen Blick auf Reusch, der sichtlich erfreut auf sie zusteuerte.

„Bestimmt meditiert er mal wieder. Wie bringe ich Gott und die Finanzen in Einklang?“

„Das ist auch eine sehr schwierige Aufgabe.“ Helms brachte seine Zigarre endgültig in Sicherheit. „Du hast hier auch mal sehr gerne meditiert.“

„Da war ich dreizehn.“

Helms ging auf Reusch zu, der ihn respektvoll begrüßte. Seine Worte schienen Helms zu amüsieren. Katharina wusste, ihr Vater besaß eine unnachahmliche Art, wenn er amüsiert war, seinem Gesprächspartner die Erlaubnis zum Lachen zu erteilen. Reusch lachte. Katharina sah auf die Uhr, zündete sich enttäuscht eine Zigarette an und packte das Gemälde wieder ein. Sie musterte den Beifahrersitz.

Er erinnerte sie an den leeren Stuhl, der nach wie vor bei jedem Essen zwischen ihr und ihrem Vater stand. Sie hatte sich nur deswegen so liebevoll um ihre herzkrankte Mutter gekümmert, weil sie hoffte, dafür seine Anerkennung zu finden. Genützt hatte es nichts. Ihre Mutter war zwei Wochen vor Katharinas fünfzehntem Geburtstag gestorben. Sie fragte sich, wer eines Tages auf diesem Stuhl sitzen würde. Reusch bestimmt nicht. Der lachte inzwischen auch nicht mehr, sondern hörte ihrem Vater aufmerksam zu. Das würde noch länger dauern. Heftig zog sie an ihrer Zigarette. Ebenso wie ihre Mutter rauchte sie viel zu viel.

Überall wo Steinfeld auftauchte, kam Leben in die Menschen, ihre Stimmen wurden heller, ihr Lachen lauter. Gerade die einfachen Menschen liebten ihn, die Sachbearbeiterinnen in ihren Wollkostümen, die jungen Schalterheinis mit den schmalen Krawatten, die ausgebrannten Kleinkundenberater in den fünf Jahre alten Lodenanzügen. Für jeden hatte er, selbst wenn er noch so sehr unter Druck stand, den passenden Satz. Im Gegensatz zu all den herrschsüchtigen, missgelaunten, jähzornigen Vorgesetzten, mit denen sie normalerweise konfrontiert waren, vermittelte Steinfeld ihnen die Gewissheit, dass auch das Spiel mit Geld letzten Endes nur ein Spiel war, das unter seiner Anleitung sogar Spaß machen konnte.

Als er die Münchner Zentrale von Reusch, Henschel & Co betrat, erhoben sich alle erfreut von ihren Plätzen. Sein linker, inzwischen eingegipster Arm steckte in einer schwarzen Schlinge, die ihm gut stand und allgemeines Mitgefühl erweckte, selbst das von Reusch. Reusch junior war der Sohn des Hauptgesellschafters der größten westdeutschen Privatbank, ein junger, athletisch gebauter Mann Ende zwanzig mit blondem Haar, forschen Gesichtszügen und einem Abschluss in Betriebswirtschaftslehre, der ihm ohne seine verwandtschaftlichen Verbindungen eine erfolgreiche Berufslaufbahn unter Garantie verbaut hätte. Aber Reusch war ein Mann der Praxis, hemdsärmelig, skrupellos, schnell. Mittlerweile leitete er höchst erfolgreich die Investmentabteilung in der größten Münchner Filiale. Er erhob sich von seinem Platz und streckte Steinfeld die Hand hin. Ihm, der jeden Tag unzählige Hände schüttelte, fiel wieder einmal auf, dass Steinfeld einen ganz eigenen Händedruck besaß. Er hätte ihn mit verbundenen Augen unter tausenden wiedererkannt. Nicht betont kräftig, wie bei all diesen Idioten, die im Wochenendseminar gelernt hatten, ein energischer Händedruck lasse auf eine energische Persönlichkeit schließen, aber auch nicht weich. Er fuhr Reusch nur ganz kurz mit den Fingerkuppen die Handfläche entlang, ehe er kurz zudrückte, ließ seine Zähne aufblitzen und sagte zum Auftakt: „Das war nur das Vorspiel. Jetzt beginnen wir mit dem richtigen Sex.“

Reusch, der alles andere als homosexuell war, konnte nicht verhindern, dass er das aufregend fand. Steinfeld entging es nicht. Es war nichts von Bedeutung. Nur ein kurzer Blick

über eine verbotene Mauer, ehe sie sich wieder in die Räumlichkeiten zurückzogen, in denen ihre Gedanken von morgens bis abends wohnten. Unter der Bedingung völliger Verschwiegenheit erzählte Steinfeld von dem sagenhaft günstigen Preis, für den er persisches Öl eingekauft habe. Sein angeblicher Einkaufspreis lag zehn Prozent über dem, was Steinfeld Semjuschin tatsächlich bezahlte, ließ aber Reuschs Ohren dennoch klingeln. Nun befand sich Steinfeld auf der Suche nach einer geeigneten Raffinerie. Zwei holländische Firmen hatten ihm unter fadenscheinigen Vorwänden kurzfristig abgesagt.

„Dabei biete ich fantastische Einstiegsbedingungen.“ Steinfeld nahm einen Schluck von dem Kaffee, den Reusch extra für seinen Besuch mit etwas Zichorie hatte aromatisieren lassen. „Ich habe das deutliche Gefühl, irgendjemand sabotiert mein verbraucherfreundliches Öl.“ Reusch senior hatte inzwischen die Bank betreten. Er trug die für den bayrischen Geldadel typische Trachtenkleidung, die ihn wie eine schlechte Imitation seiner eigenen Bankberater aussehen ließ. Bei dem Anblick spannten sich die Mundwinkel seines Sohnes Albert zu einem künstlichen Lächeln.

„Wahrscheinlich mein Alter. Er hat es immer noch nicht verkraftet, dass wir damals nicht die Ölquellen von Baku erobert haben. Rechts von ihm steht nur noch Dschingis Khan. Weißt du, was er neulich so nebenbei hat fallen lassen: Meine braunen Schuhe stehen immer geputzt im Schrank.“ Halblaut fügte er hinzu: „Arschloch.“ Er warf Steinfeld einen verschwörerischen Blick zu. „Wahrscheinlich hat er mein Büro verwanzt.“ Und noch einmal, lauter: „Arschloch!“

Die anderen Mitarbeiter der Vermögensabteilung und einige Kunden wandten erstaunt, teilweise empört die Köpfe. Reusch senior tat so, als habe er nichts gehört. Steinfeld schüttelte in gespielter Empörung den Kopf: „Albert, du bist völlig durchgeknallt!“

„Ich? Du bist der Spinner. Billiges Öl! Sozialist! Zeig mal deine Hände her! Sind da immer noch Kohlespuren dran?“

„Ich hab das letzte Mal vor drei Jahren unter Tage malocht.“

Reusch hatte Steinfelds Hände gepackt und unterwarf sie einer kritischen Überprüfung.

„Könnten trotzdem mal ´ne anständige Maniküre vertragen, hier.“ Er stopfte Steinfeld eine Visitenkarte in die Tasche. „Die bedient dich gut. Weißt du, was wir machen sollten?“ Seine Augen glänzten wie die eines kleinen Jungen, der im Begriff steht, seinem Lehrer Knallfrösche in den Briefkasten zu stecken. „Wir sollten die gesamte deutsche Finanzwelt mit Drogen unterminieren.“

Er sah sich vorsichtig um, zog etwas aus der Innentasche seines absichtsvoll an Halbwelt erinnernden Nadelstreifenjackets und präsentierte Steinfeld voll diebischer Freude ein Stück Würfelzucker, das er aus einem Stanniolpapier wickelte. „Und weißt du, wo wir den Anfang machen? Bei der blöden Zicke Amann.“

Damit war eine puppenhafte Blondine in grauem Rock und weißer, durchscheinender Bluse gemeint, die sich gerade im intensiven Kundengespräch befand. Der Stoff der Bluse erfüllte voll und ganz seinen Zweck. Ihr Kunde interessierte sich offensichtlich mehr für die Konturen ihres Oberkörpers als für die Konsequenzen ihrer Sanierungsvorschläge. Der Inhalt ihrer Bluse gehörte seit drei Monaten Reuschs Vater. Seitdem war sie Alberts erklärter Liebling. „Mein Alter soll heute Abend endlich mal ihr wahres Temperament kennen lernen, wenn du verstehst, was ich meine.“

Er ließ mit zwei Fingern den Zuckerwürfel in seine noch unberührte Kaffeetasse fallen.

„Du wirst ihr jetzt den Kaffee überbringen, von mir nimmt sie ihn nicht.“

Steinfeld zierte sich.

„Das kann ich nicht machen, Albert.“

„Feigling!“

„Nicht umsonst“, fügte Steinfeld lächelnd hinzu.

Reusch nickte langsam. Das war der Sex, für den er jede Frau stehen ließ. Der Deal bahnte sich an.

„Okay. Ich hab wirklich einen Riesentipp für dich, erste Sahne.“

„Und der lautet?“

Reusch schüttelte den Kopf, wies auf den Kaffee.

„Lauf, Hasso, lauf.“

Steinfeld schüttelte den Kopf. „Du gehst zu oft mit deinem Alten auf die Jagd.“

Er nahm den Kaffee, brachte ihn mit einigen freundlichen Worten der Blondine, kehrte zurück. „Und?“

Reusch goss sich genüsslich eine neue Tasse Kaffee ein und ließ Steinfeld zappeln. Das war der schönste Augenblick, eine Art Niemandsland vor dem Orgasmus. Für diese wenigen Sekunden waren er und Steinfeld ein perfektes Paar. Er reicherte seinen Kaffee sorgfältig mit Milch und Zucker an, rührte um.

„Wenn die Käsköpfe dich sabotieren, versuch´s doch mal in Belgien. Die Belgier sind immer zu jeder Sauerei bereit.“

„Welche Belgier genau?“

„Bei der Systec tut sich was. Die Familie will verkaufen.“

„Wieso? Die stehen doch prima da.“

„Das ist es ja. Die haben einfach kein Interesse mehr. Dolce Vita. Aber du musst dich beeilen. Hast du denn die Erlaubnis für dein persisches Sonderangebot vom alten Juras schon so ganz schriftlich?“

„Krieg ich jederzeit. Der Aufsichtsrat frisst mir aus der Hand.“ Er warf Reusch einen scheinbar bedauernden Blick zu. „Für den Deal heirate ich notfalls sogar seine Tochter.“

„Das kannst du dem armen Mädchen nicht antun.“

„Wir machen ne Doppelhochzeit. Du und die Amann ...“

„Bleibt sie wenigstens in der Familie ...“

Belustigt betrachteten sie die ersten Erfolge ihrer Sabotage der seriösen Finanzwelt: Der alte Reusch wollte seine Geliebte im Beisein eines Kunden förmlich begrüßen. Sie jedoch musterte entsetzt seine ausgestreckte Hand, stand auf, wich angstvoll vor ihm zurück. Offensichtlich löste der Anblick ihres väterlichen Geliebten unter LSD Horrorvorstellungen bei ihr aus. Reusch senior schüttelte perplex und ärgerlich den Kopf, folgte ihr, sie flüchtete sichtlich verwirrt mit wackligen Schritten, die nur mit Mühe den Weg zwischen den Schreibtischen hindurch fanden. Reusch junior hatte Mühe, nicht laut zu lachen, und schlug Steinfeld auf den Oberschenkel. Nach einem kurzen Blick von Steinfeld zog er seine Hand zurück.

„Das ist aber mehr wert als so´n müder Tipp“, sagte Steinfeld. „Auf die Systec wäre ich auch alleine gekommen.“

„Was willst du denn noch?“

Steinfeld lehnte sich lässig in seinem Stuhl zurück.

„Na, die Finanzierung.“ Kleine, charmante Pause. „Sonderkonditionen.“

Der Irrlauf der Amann eskalierte. Die Reaktion der Bankmitarbeiter und Kunden schwankte zwischen krampfhaftem Wegsehen und hilflosem Aktionismus. Jetzt stieß sie bedauernswert heftig gegen einen Tisch, fiel über einen Stuhl, stürzte zu Boden, schrie auf.

Steinfeld eilte zu ihr, half ihr mit seinem gesunden Arm hoch.

„Was passiert?“

Sie hatte sich wirklich wehgetan. Trotz der Drogen verzog sie schmerzvoll das Gesicht, lächelte ihren Retter verwirrt an.

„Dankeschön.“

Ihre Stimme klang schleppend. Steinfeld richtete sie sanft auf. Der alte Reusch kam dazu, ehe sie sich erneut bedanken konnte. Er nickte Steinfeld so knapp wie möglich zu und führte seine Geliebte wie ein Gerichtsdieners ab. Im Gegensatz zu Steinfeld hielt sich Reuschs Mitleid in engen Grenzen.

„Werden das schöne Stunden!“

„Ja“, retournierte Steinfeld, „so temperamentvoll war sie bestimmt noch nie. Viereinhalb Prozent?“

„Fünf...“

Steinfeld bestand auf viereinhalb. Sie ließen es noch einen Moment in der Schweben, genossen es beide, dann schlug Reusch seine Hand in Steinfelds offene Handfläche. Der Deal war perfekt. Steinfeld hing an seinem Kredithaken. In seinem Schädel brannte ein mittelgroßes Endorphin-Feuerwerk ab.

„Halsabschneider!“ Reusch grinste.

Steinfeld beugte sich verschwörerisch nach vorne. „Durch den Deal werden sie ganz oben auf uns aufmerksam. Garantier ich dir.“

Reusch sah ihn verständnislos an. „Wie, ganz oben? Wen meinst du?“

„Wen wohl? Helms.“

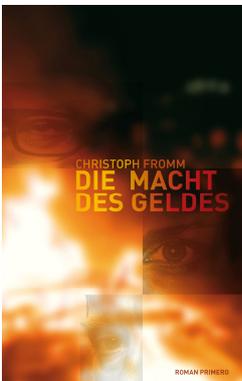
Reusch runzelte die Stirn. „Ich kenn ne Menge Leute, die wären froh, nie seine Aufmerksamkeit erregt zu haben.“

Steinfeld schüttelte den Kopf.

„Du musst mit dem Mächtigsten paktieren, um ihn vom Thron zu stoßen.“ Er erhob sich und klopfte Reusch zum Abschied auf die Schulter. „Insofern bist du sicher vor mir.“

Reuschs gutgelaunter Blick erlosch, nachdem Steinfeld aus seinem Gesichtsfeld verschwunden war. Er paktierte längst mit Helms, mehr als Steinfeld lieb sein konnte.

Er schlug einen kleinen Spaziergang vor.



## **Die Macht des Geldes**

2006, EUR 24,90

544 Seiten, Hardcover, 135 x 215mm

ISBN 3-9810943-0-1 / 978-3-9810943-0-5